



Der Zoodirektor erzählt

Dritte Folge . 75 Pfennig



Contax D - Aufnahmen : Wolfgang Ullrich (13)

Druck: Union Verlag und Druckerei Dresden VOB III-9-19 I 095-54 18 754 739

Der Zoodirektor erzählt

von Wolfgang Ullrich
Direktor
des Zoologischen Gartens
Dresden

Union Verlag und Druckerei Dresden VOB

Inhalt	Meister Petz wird dressiert
	Blick unter den Wasserspiegel
	„Fliegende Edelsteine“ im Urwald
	Wenn der Rothirsch röhrt
	Vom Flamingo und küssenden Gurami
	„Tanga“ und ihre Verwandten
	Wilde und zahme Rinder
	Fliegende Boten der „Geisterwelt“
	Die Gesetze des Affenlebens
	Können Affen sparen?
	13. Februar 1945 im Zoo erlebt
	Vorfrühling und Entenhochzeit
	Leid und Freud im Seelöwenteich

Meister Petz wird dressiert

Die Tatsache, daß der Bär uns aus Sagen, Fabeln und Märchen als ein brummiger, aber gutmütiger Geselle bekannt ist und daß die meisten Kinder als erstes Spielzeug einen Teddybären geschenkt bekommen, verleitet sehr oft zu dem Urteil, der Braunbär wäre ein friedlicher Geselle und die Dressur von Bären sei ein Kinderspiel. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Jeder Besucher unseres Zoologischen Gartens hat in diesem Jahr die Gelegenheit, die langsame Gewöhnung von Braunbären an die Nähe des Menschen und die Dressur dieser Tiere zu erleben. Schon bei den ersten Proben zeigte sich, was einem jeden Dompteur bekannt ist, daß Braunbären, genauso wie auch Eisbären, überaus unberechenbar sind. Sie zeigen durch ihr Mienenspiel nicht an, in welcher Stimmung sie sich befinden, weshalb auch ihre Angriffe, die sie mit großer Hartnäckigkeit durchführen, fast immer überraschend kommen. Natürlich kann man Bären, die erst in einem Alter von 1½ Jahren zur Dressur kommen, nur noch in einem Rundkäfig vorführen. Anders verhält es sich, wenn die Bären bereits im Kindheitsalter, also etwa mit 12 bis 14 Wochen, an den Menschen gewöhnt werden. Zwar sind sie auch in diesem Alter schon tüchtige „Kratzbürsten“ und können ihrem Tierlehrer ganz empfindliche Verletzungen zufügen, aber mit der Zeit werden sie doch handzahn, zumal, wenn man es verhindert, daß sie von den Besuchern des Zoologischen Gartens gefüttert werden und somit ihre Leckerbissen nur von ihrem Dompteur bekommen. Ist es doch bereits aus den Fabeln bekannt, daß der Bär eine überaus große Vorliebe für Süßigkeiten hat, und da sämtliche Dressuren in erster Linie auf Belohnungen aufgebaut sind, spielt also auch bei der Gewöhnung von Bären an den Menschen der Würfelzucker eine entscheidende Rolle.



Kopfstudie eines Malaienbären

Die Dressur eines solchen kleinen Bären beginnt damit, daß man ihm ein Halsband anlegt. Diese Fessel ist für unseren „Meister Petz“ natürlich eine völlig ungewohnte Angelegenheit, und er versucht das Halsband immer wieder abzustreifen, es zu zerreißen oder sich auf andere Art dieser Fessel zu entledigen. Hat er endlich erkannt, daß seine Bemühungen vergeblich sind, so kann man damit beginnen, den kleinen brummigen Gesellen an die Leine zu gewöhnen. Jeden Tag macht der Tierpfleger stundenlange Spaziergänge mit seinem Bären durch den Zoologischen Garten, bis das Bärenkind gelernt hat, daß die Leine unzerreißbar ist und es „bei Fuß“ laufen soll. Das dauert oft viele Tage. Immer wieder wird es versuchen, nach der Seite hin auszubrechen, den Tierlehrer anzugreifen oder sich störrisch zu stellen und keinen Schritt vom Fleck zu gehen. Aber die Geduld spielt bei der Tierdressur eine große Rolle. Muß man doch eine bestimmte Handlung zur Gewohnheit werden lassen. Soll zum Beispiel ein Bär „schön machen“, sich also auf die Hinterbeine stellen und die Vorderpatzen bittend aneinanderlegen, so wird der Tierlehrer ein Stück Würfelzucker, ein Marmeladenbrot oder irgendeine andere Leckerei so hoch über dem Kopf des Bären halten, daß sich das Tier aufrichten muß, wenn es die Süßigkeit erreichen will. Dieser Vorgang wird je nach der Fähigkeit und Eignung des Tieres hundert-, hundertfünfzig- oder auch zweihundert-

mal wiederholt, solange, bis es genügt, nur die Hand zu heben, um damit das Aufrichten des Bären, man möchte beinahe sagen, automatisch auszulösen. Natürlich lernt nicht jedes Tier gleichmäßig gut und schnell; es gibt begabte und schwerfällige Gesellen. Aber schon nach den ersten Proben weiß der Dompteur, was er von seinen Zöglingen erwarten und verlangen kann.

Im übrigen hat die Dressur im Zoologischen Garten nicht nur die Bedeutung, alt und jung angenehm zu unterhalten, sie ist auch für die Zootiere selbst von größter Wichtigkeit. Oft werden sich die Besucher darüber gewundert haben, daß die Löwen den ganzen Tag faul in ihrem Käfig herumliegen und schlafen, ja, daß selbst Tiere, denen eine große Bewegungsmöglichkeit geboten ist, wie etwa die Geier in ihrem Flugkäfig, nur überaus selten diese Möglichkeit benutzen, obwohl sie doch in freier Wildbahn oft über den Bergen kreisen. Aber auch die Bewegung des Tieres ist in freier Wildbahn an bestimmte äußere Anlässe gebunden. Wenn der Löwe durch die afrikanische Steppe streift, so wird er es in erster Linie zu dem Zwecke des Nahrungserwerbs tun, dasselbe gilt auch für die Flüge der Geier. Gerade diese großen Raubvögel sind ja in freier Wildbahn darauf angewiesen, oft über weite Strecken hinweg hoch am Himmel ihre Kreise zu ziehen, weil sie eben ausgesprochene Aasfresser sind und nicht jeden Tag und überall einen reichlich gedeckten Tisch vorfinden. Der Zwang aber, sich die Beute selbst suchen zu müssen, fällt bei den in Zoologischen Gärten gehaltenen Tieren weg. Sie bekommen täglich ihre Nahrung zugeteilt. Sie können es sich also auch gestatten, faul in der Sonne zu liegen und den Tag schlafend zu verbringen. Damit ergibt sich jedoch eine Schwierigkeit für den Tiergärtner, die es durch die Dressur zu überbrücken gilt, denn das Tier muß auch in der Gefangenschaft bewegt werden, wenn sein Stoffwechsel und damit auch sein Gesundheitszustand in Ordnung bleiben soll. Deshalb hatte Professor Brandes über den Seelöwenfelsen hinweg einen langen Laufgang für die Raubtiere gelegt. Er diene ursprünglich dazu, die Raubtiere vor der Fütterung noch einmal eine kleine Wanderung antreten zu lassen.

Blick unter den Wasserspiegel

Es ist sehr erfreulich, daß in den letzten Jahren die Aquarienfische wieder viele Freunde, besonders unter der Jugend, gefunden haben. Man wird bei uns kaum noch eine Schule finden, in der nicht ein schön bepflanztes Becken Bewohner des feuchten Elements, Gäste tropischer Flüsse, beherbergt. Noch nützlicher für die Schule, allerdings meist schwieriger, ist die Haltung einheimischer Fische, Krebse oder sogar Seewassertiere. Es ist selbstverständlich, daß diesem Bedürfnis unserer Jugend, sich ein Stück Natur mit in die Wohnung oder in ihr Schulgebäude zu nehmen, auch der Dresdner Zoologische Garten durch eine große Sammlung bekannter und seltener Zierfische gerecht wird.

Das Aquarium unseres Zoologischen Gartens ist nach tiergeographischen Gesichtspunkten eingerichtet. In 58 Becken wird ein Überblick über die wichtigsten und am leichtesten in Aquarien zu haltenden Fische sämtlicher Erdteile gegeben. Aus dem Vater der Ströme, wie der Amazonas

auch genannt wird, dem wasserreichsten Fluß unserer Erde, und aus seinen zahlreichen Nebenflüssen sind viele der schönsten Zierfische zu uns gekommen. Aber vielleicht hören wir erst einige interessante Einzelheiten über den Strom selbst. 5000 Kilometer ist der Amazonas lang, und in den Zeiten des Hochwassers führt er dem Ozean eine Million Kubikmeter Wasser in der Sekunde zu. Das ist das Hundertfache von der Wassermenge, die von der Donau je Sekunde in das Schwarze Meer geschüttet wird. An seiner Mündung erreicht der Amazonas eine Breite von 200 Kilometern. So ist es auch verständlich, daß der Amazonas das Süßwassermeer genannt wird.

Von den zahlreichen Fischarten, die diesen Riesenstrom bewohnen, sind durch Reisebeschreibungen und Kulturfilme die Sägesalmmler, auch Karibenfische genannt, besonders bekannt geworden. Diese Sägesalmmler sind eine südamerikanische Gruppe der Salmmler. Zu ihnen gehören die berühmtesten Raubfische des Amazonasgebietes, die Piranhas. Ein stumpfes Maul und ein flacher, breiter Körper, kennzeichnen äußerlich den gefährlichen Räuber des Wassers, der auch größere Säugetiere anfällt. Die Zähne sind so scharf, daß sie von den Urwaldindianern als Messer zum Verschneiden ihrer Ponyfrisur verwendet werden. In Schwärmen zu Hunderten stürzen sich die Piranhas auf ihre Beute, und in Sekundenschnelle reißt jeder Fisch ein Stück Fleisch aus dem Körper des Opfers, in Sekundenschnelle werden Sehnen und Adern zerbissen, und kaum mehr als ein Skelett bleibt von der Beute übrig. Piranhas sind auch schon in Aquarien gehalten worden. Es hat sich jedoch gezeigt, daß sie in Gefangenschaft keineswegs so lebhaft waren, wie man es von ihnen erwartet hatte. Leider sind sie seit 1945 noch nicht wieder nach Europa eingeführt worden. Ihre kleinen Verwandten allerdings sind in größerer Artenzahl in unserem Aquarium zu finden. Darunter ist auch der blinde Höhlensalmmler, ein Fisch, der erst vor wenigen Jahren in den Höhlen Mexikos entdeckt wurde. Er besitzt keine Augen mehr und ist, wie die meisten Höhlenbewohner, farblos. Trotzdem schwimmt er ohne anzustoßen in seinem Aquarium umher. Seine empfindlichen Tastsinnesorgane leiten ihn sicher an allen Hindernissen vorbei.

In einem der benachbarten Aquarien, die zu dem Erdteil Afrika gehören, wie eine entsprechende Beschriftung dem Zoobesucher mitteilt, sind die Maulbrüter zu finden. Meist sind die Männchen damit beschäftigt, Laichgruben im Sand ihres Aquariums auszuheben. Sie nehmen ein Maul voll Sand und speien es an anderer Stelle wieder aus, bis eine Grube entsteht, die sie gegen andere männliche Artgenossen verteidigen. Die Werbung um das Weibchen geht meist sehr wenig zartfühlend vor sich. In wilder Jagd schwimmen beide durch das Becken. Immer wieder wird das Weibchen vom Männchen getrieben, bis es sich in sein Schicksal ergibt. Aber das Interessanteste geschieht erst jetzt. Wenn die abgelegten Eier befruchtet sind, werden sie vom Weibchen mit dem Maul aufgenommen und im Maul aufbewahrt, ja sogar „ausgebrütet“. Die Kehlhaut hängt prall nach unten, so ist die „Brutkammer“ mit Eiern angefüllt. In dieser Zeit kann der Mutterfisch natürlich keine Nahrung aufnehmen, selbst die Atmung, das Aufschlucken von Wasser, wird überaus erschwert und in dieser Zeit fast ausschließlich durch die Bewegung der Kiemen allein besorgt. Etwa 14 Tage lang dauert die notgedrungene Fastenzeit, in der sich die Eier entwickeln. Bald zappeln kleine Jungfische an ihrem dicken Dottersack und schwimmen schließlich frei in der Mundhöhle ihrer Mutter. Das ist der Zeitpunkt,



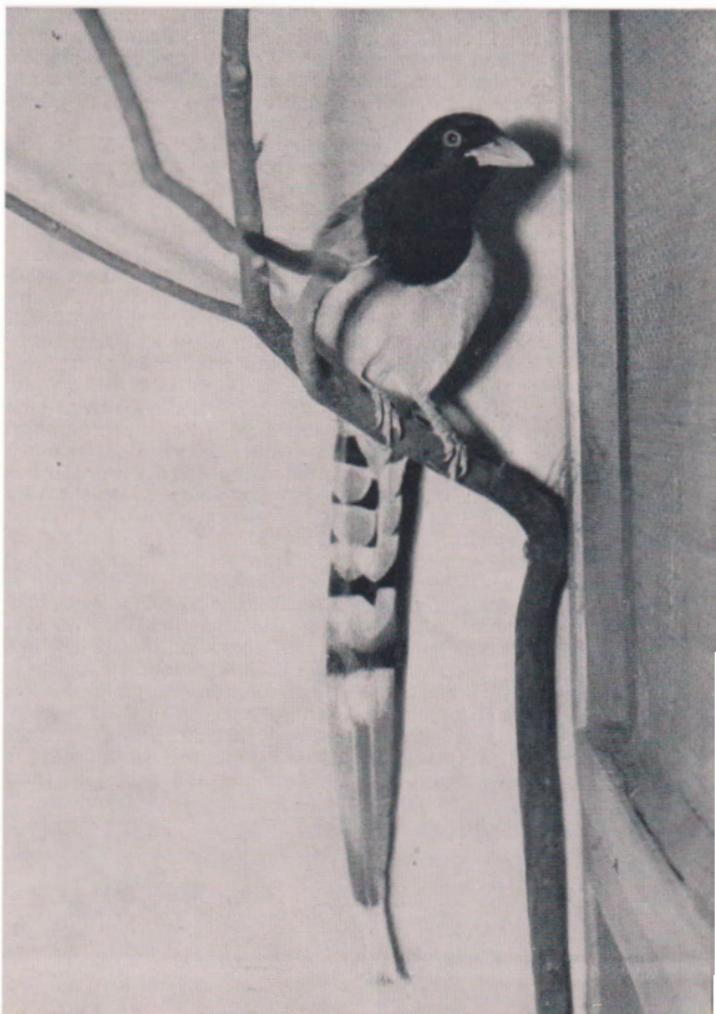
Die daumenlose, zu einem Hangelhaken umgebildete Hand der Klammeraffen und der Greifschwanz sind Anpassungen an das Leben im Astgewirr des Urwaldes

an dem sie von dem Mutterfisch ausgespieden werden. Das bedeutet jedoch nicht, daß sie von „Muttern“ völlig entlassen sind. Nein, wenn Gefahr droht, dann schlüpfen sie schnell wieder in das Maul zurück. Es ist also ein Schutz, der den wehrlosen und unbeholfenen Jungfischen zuteil wird. Als eines Tages ein Maulbrüterweibchen aus dem Aquarium herausgefangen werden mußte, spie sie in der Erregung ihre noch unreifen Jungen aus. Wir setzten die kleinen Fische isoliert von ihrer Mutter in ein

Aquarium und zogen sie getrennt auf. Sie wuchsen auch außerhalb des mütterlichen Maules prächtig heran. Woran aber erkennen die Jungfische das Maul der Mutter? Man hat diese Frage durch Experimente genau geklärt. Aus Wachs wurden Attrappen des Maulbrüterweibchens hergestellt und in das Aquarium der Jungfische gehängt. Dabei zeigte es sich, daß die Jungfische sofort reagierten, wenn die an der Wachsattrappe angebrachten Augen symmetrisch standen, wobei die Anzahl der Augen gleichgültig war. Die Stellung der Augen spielt also bei dem Erkennen der Mutter eine ausschlaggebende Rolle.

Es lohnt wahrhaftig, sich längere Zeit im Aquarium des Zoologischen Gartens aufzuhalten und das Leben und Treiben unter dem Wasserspiegel zu beobachten.

Ein schöner, langer Schwanz zeichnet die Schweifkitta aus



„Fliegende Edelsteine“ im Urwald

Es ist kaum vorstellbar, welche Üppigkeit der tropische Urwald aufweist. Am anschaulichsten läßt sich diese unendliche Fruchtbarkeit in Zahlen darstellen. Während in unserer Heimat 29 Laub- und 7 Nadelbäume zu finden sind, kann man in den Urwäldern Javas 1070 und im Amazonasstromgebiet sogar 2500 verschiedene Baumarten zählen. Allerdings sind diese Urwaldbäume mit unseren Holzgewächsen kaum zu vergleichen. Nicht selten erreichen sie eine Höhe von 80 Metern und einen Durchmesser von 2 bis 3 Metern. Ihre Stämme sind von Schlingpflanzen umwunden, und in ihren Astgabeln haben sich Farne, Orchideen und Schmarotzerpflanzen angesiedelt. Dieses Wachsen und Gedeihen erklärt sich aus der ständig herrschenden Treibhaustemperatur von etwa 29 Grad und aus der hohen relativen Luftfeuchtigkeit, die oft 90 Prozent, mitunter sogar den Sättigungsgrad erreichen kann.

Eine Einteilung in Jahreszeiten, in Frühling, Sommer, Herbst und Winter mit den entsprechenden Wachstums- und Fruchtbarkeitsperioden gibt es im tropischen Regenwald nicht. Während der eine Baum blüht, steht der andere kahl und der dritte trägt Früchte. So sind Werden und Vergehen dicht nebeneinander zu finden.

Im Zwielichtdämmer dieser tropischen Wälder ist auch der Reichtum an Tierarten unvorstellbar groß. Alle haben sich an ihre Umwelt in irgendeiner Form angepaßt. Auf dem Boden des Waldes leben die Urwaldbrecher und Urwaldschlüpfer. Erstere bahnen sich mittels ihrer Körperfülle und ihrer Kraft einen Weg durch das Gewirr von Pflanzen. Zu ihnen ist der Elefant und der Tapir zu zählen. Die Urwaldschlüpfer dagegen sind meist klein und vorn niedrig gebaut, so daß sie unter dem Dickicht hindurchschlüpfen können. Die zierlichen Urwaldantilopen Westafrikas, aber auch unser Reh und die verschiedenen Arten wilder Schweine, wie z. B. die Pekaris Südamerikas, sind für diesen Bautyp bezeichnend.

Der größte Teil der Urwaldbewohner lebt über dem Boden in der Region der Blätter und Zweige. Welch ein Überfluß an pflanzlicher Nahrung wird den Tieren hier geboten. Das Faultier kann es sich bei diesem Nahrungsreichtum wahrhaftig leisten, im Zeitlupentempo von Ast zu Ast zu hangeln, denn ihm wachsen die Blüten, Blätter und Früchte wie im Schlaraffenland förmlich in das Maul. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, daß sich bei diesem behäbigen Lebenswandel im Pelz des Tieres Algen ansiedeln und sogar eine Motte lebt. Auch der Stoffwechsel des Faultieres ist stark verlangsamt. Nur etwa aller 14 Tage steigt es zum Urwaldboden herab, um an einer bestimmten Stelle seinen Kot abzusetzen. Das ganze Gegenteil — die Lebhaftigkeit selbst — sind die Affen. In Horden ziehen sie schnatternd und kreischend durch die Baumkronen. Mit ihren vier Händen fällt ihnen das Klettern nicht schwer. Mindest ebensoviel Lärm machen die Scharen von Papageien, die mehr klettern als fliegen, ist doch ihr kräftiger, gebogener Schnabel nicht nur zum Knacken hartschaliger Fruchtkerne geeignet, sondern dient gleichzeitig als Kletterhaken. Aber auch der ständige Lärm, den Affen und Papageien vollführen, ist als eine Anpassung an das unübersichtliche Blättermeer zu deuten. Die Tiere sind laufend in Lautverbindung und verlieren den Anschluß an die Horde nicht. Die reichhaltigste Formenfülle ist jedoch bei den Insekten des tropischen

Urwaldes zu finden. Bates, ein bekannter Erforscher des Amazonasgebietes, fing im Umkreis von Para ohne große Mühe 700 Arten Tagfalter, dagegen sind in ganz Europa nur 400 Arten zu finden. Aber auch Frösche sind in großer Artenfülle vorhanden. Während Europa 21 Froscharten aufzuweisen hat, sind allein auf der Insel Sumatra 48 und auf Borneo 79 Arten zu finden. Eigentümlicherweise haben viele Tiere eine Flugeinrichtung an ihrem Körper ausgebildet. Es gibt fliegende Frösche, deren Schwimmhäute zwischen den Zehen stark vergrößert sind, fliegende Eidechsen, die eine Hautfalte weit vom Körper abspitzen können, und fliegende Kleinsäugtiere, die zwischen den Vorder- und den Hinterbeinen eine Haut ausspannen und im Segelflug von Baum zu Baum gleiten.

Der Reichtum an Nahrung gestattet es den Tieren tropischer Urwälder auch, Luxusbildungen vorzunehmen. Häufig sind Käfer und Zikaden mit seltsamen Hörnern, Kopfblasen und anderen grotesken Körperanhängen ausgestattet. Riesige Schnäbel haben die Pfefferfresser und Nashornvögel. Bärte, Hauben und Mähnen sind nicht selten bei Affen und anderen Säugtieren zu finden. Überraschend ist auch die Farbenpracht der Urwaldbewohner. Während im Fell- und Federkleid der Tiere unserer Heimatgebiete graue und braune Töne vorherrschen, schillern die tropischen Falter in grellem Rot, Gelb und Perlmutterglanz. Die kleinsten Vögel der Welt, die Kolibris — sie werden in den kleinsten Arten nicht größer als eine Hummel —, werden wegen ihres herrlichen Federkleides von den Indianern Südamerikas die „Fliegenden Edelsteine“ genannt, und die wunderbaren Farben des Gefieders der Paradiesvögel sind unseren Frauen noch aus jenen Zeiten bekannt, als man leider die Bälge dieser wunderschönen Vögel als Hutschmuck trug.

Da die Nahrung durch das ununterbrochene und nicht an Jahreszeiten gebundene Blühen und Fruchttreiben der Urwaldpflanzen immer in ausgiebigem Maße vorhanden ist, ist auch bei vielen Tropicentieren die Fortpflanzung nicht an gewisse Perioden gebunden. Zu allen Zeiten des Jahres sind Eier, Raupen und Puppen der Schmetterlinge zu finden, und Hochzeit wird bei den Faultieren, bei vielen Affen und Schweinen zu allen Jahreszeiten gefeiert. So ist das Leben der Tiere im tropischen Urwald eng verknüpft mit der pflanzenreichen, feuchtheißen Umwelt. Die Tiere selbst sind nur ein Teil eines großen Mosaikgemäldes und als einzelne Steinchen nur in der Einheit des Ganzen richtig zu verstehen.

Wenn der Rothirsch röhrt

Schon im August ertönt das Röhren unseres Rothirsches durch den Zoologischen Garten. In dieser Zeit ist Robert besonders leicht erregbar und greift jeden an, der sich seinem Gehege nähert. In schnellem Trab jagt er hinter den Hirschkühen her, die sich ihrem aufdringlichen Bewerber durch die Flucht in den Hochzeitsgang entziehen, einem durch Gitter abgegrenzten Teil des Geheges, der nur durch einen schmalen Gang betretbar ist. Dorthin kann ihnen Robert mit seinem weit ausladenden Geweih nicht so schnell folgen, dort haben sie Zeit, sich zu verschlafen. Wahrhaftig, es ist ein Erlebnis, diesen von Kraft strotzenden, wilden Gesellen



Robert hat eine Geweihstange abgeworfen. Die Wundstelle ist deutlich zu erkennen

in der Brunstzeit zu beobachten. Auch nachts gibt Robert keine Ruhe. Verbogene und zerbrochene Gitterstangen legen jeden Morgen Zeugnis von den nächtlichen Kämpfen ab, die zwischen dem Rothirsch und dem Damhirsch, der im Nachbargehege untergebracht ist, stattgefunden haben. Natürlich gibt es dabei weder Sieger noch Besiegte, nur die Eisenstangen werden ramponiert. Sie zu reparieren, ist vorläufig nicht möglich, denn jeder Mensch, selbst der vertraute Tierpfleger, der es wagen würde, in der Brunstzeit das Gehege zu betreten, würde von Robert sofort zu Boden geforkelt. Nicht ohne Grund steht der Rothirsch auf der Liste der Zootiere, die die meisten Unfälle im Zoologischen Garten verursachen, mit an erster Stelle. Allerdings wird es nicht mehr lange dauern und unser Robert wird ruhig und friedlich durch sein Gehege spazieren. In etwa vier Monaten

werden ihm die Geweihstangen vom Kopfe fallen; dann ist er seiner gefährlichen Waffe beraubt. Der Monat des Geweihwechsels hat danach auch seinen Namen erhalten, es ist der „Hornung“, der Februar. Die Rehböcke allerdings werfen schon im November ihre Geweihe — der Jäger sagt Gehörn — ab. Es ist ein seltsamer Anblick, einen Hirsch ohne Geweih zu sehen. Offensichtlich fühlt er sich in dieser Zeit selbst nicht besonders wohl, denn er ist nicht mehr so zutraulich wie vorher und weicht der streichelnden Hand scheu aus. Aber schon innerhalb von 14 Tagen bildet sich der erste Sproß des neuen Geweihs.

Werfen eigentlich alle Tiere, die ein Geweih oder Hörner tragen, diese wahrhafte Zier ihres Kopfes ab? Nein, das ist nicht der Fall. Die Schafe, Ziegen, Antilopen und Rinder tragen Hörner, die jedoch dem weiblichen Tier fehlen können. Sie bestehen aus einem Knochenzapfen, der auf der Stirn sitzt, und einer Scheide aus Hornsubstanz. Diese Hörner werden normalerweise nicht abgeworfen, bis auf eine Ausnahme, und das ist die amerikanische Gabelantilope. Sie wirft genauso wie unser Hirsch jedes Jahr ihr Horn ab.

Die Hörner der Giraffe und des Okapis, einer Urwaldgiraffe, die erst zu Beginn unseres Jahrhunderts in den Urwäldern des Kongogebietes entdeckt wurde, bestehen nur aus dem Knochenzapfen. Eine Hornscheide fehlt ihnen. Beim Nashorn wiederum fehlt der Knochenzapfen, aber die

Wenige Wochen nach dem Abwurf des alten Geweihs tritt kolbenartig das neue Geweih hervor. In diesem Stadium der Geweihbildung ist Robert ein „Kolbenhirsch“



Verhornung ist stark vorangetrieben. Auch ist schon mehrfach in verschiedenen Zoologischen Gärten beobachtet worden, daß Nashörner ihr Horn abwerfen. Das geschieht nicht in jedem Jahr, vielleicht etwa aller sieben bis neun Jahre.

Das sich neubildende Geweih des Hirsches besteht aus Knochensubstanz, die bis zur Vollendung des Geweihes mit einer Haut überzogen ist. Der Hirsch hat es in dieser Zeit nicht gern, daß die Besucher sein Geweih anfassen. Gelingt es dennoch, so wird man feststellen, daß die Haut weich und warm ist. Zahlreiche Blutgefäße ziehen durch diese Haut. Naht aber die Zeit des Fegens, hat sich das Geweih bis zu den letzten Verzweigungen ausgebildet, dann trocknet die Haut zusammen. Der Hirsch scheuert das Geweih an Büschen und Bäumen. Blutige Hautfetzen hängen oft bis über die Augen hinweg, und in wenigen Tagen prangt das gefegte Geweih am Haupt des Hirsches. Dieses Geweih ist also ein Knochen, der aber nicht von Blutgefäßen ernährt wird, sondern abgestorben ist. Die Ausbildung eines solchen Geweihes nimmt nicht mehr als dreiundeinhalb Monat Zeit in Anspruch. In dieser kurzen Zeit kann sich ein Knochenstangen-gebilde entwickeln, das bei unserem Rothirsch das Gewicht von 20 Pfund erreicht. Eine großartige Leistung vollbringt der Tierkörper in so kurzer Zeit.

Das Geweih braucht übrigens nicht die einzige Waffe zu sein, über die Hirsche verfügen. Neben den gefährlichen Hufen, mit denen sie empfindliche Schläge austeilen, hat ein kleiner indischer Hirsch, der Muntjak, lange Eckzähne, die ihm ebenfalls als Waffe dienen. Wer einmal die seltsamsten Geweihbildungen, die bisher vorgekommen sind, bewundern will, muß das Moritzburger Schloß besichtigen. Dort ist eine große Sammlung kapitaler und abnormer Hirschgeweihe zu sehen.

Der Zoologische Garten in Dresden beherbergt zur Zeit drei geweihtragende Tierarten: das Reh — ein völlig weißes Exemplar, das erst vor wenigen Wochen zu uns gekommen ist (derartige Tiere, die von weißer Farbe sind und rote Augen haben, werden Albinos genannt), den Rot- oder Edelhirsch und den Damhirsch. Letzterer hat ebenfalls schon mit der Brunst begonnen. Auch er verfährt mit seinen Damhirschdamen nicht gerade schonungsvoll und hat mit seinem Geweih einer Schönen seines Harems vor einigen Tagen eine Wunde beigebracht, die jedoch schon wieder im Verheilen ist. Ja — zur Brunstzeit geht es bei den Hirschen rau, aber herzlich zu.

Vom Flamingo und küssenden Gurami

In letzter Zeit hatte der Dresdner Zoologische Garten die Möglichkeit, einige Tiere in Westdeutschland gegen Junglöwen einzutauschen. Unter anderem wurden auch zwei chilenische, rosarote Flamingos erworben. Wie ihr Name schon sagt, ist die Heimat dieser so wunderschön gefärbten Art Südamerika, wo sie in Scharen zu Tausenden die Seen bevölkern. Genauso wie unsere Enten haben diese seltsamen, auf hohen dünnen Stelzen stehenden Vögel einen Schnabel, der die Nahrung aus dem Wasser heraus-

siebt. Nur benutzen die Flamingos nicht, wie die Enten, den Unterschnabel als Auffangschale für den Schlamm, aus dem sie die Nahrungsbestandteile seihen, sondern den gebogenen Oberschnabel. Mit ihren langen biegsamen Hälsen können sie leicht den Grund erreichen. Sie tauchen den Schnabel verkehrt ins Wasser und nehmen Wasser, Mulm, Schlamm und Nahrung auf. Das Aussortieren bleibt der verhältnismäßig großen Zunge überlassen, die in dem geräumigen Unterschnabel Platz findet. Nebenbei sei bemerkt, daß für die Römer Flamingozungen eine besondere Spezialität waren.

Eine ähnliche Form des Nahrungserwerbs finden wir auch beim Wal, der seinen riesigen Rachen zum Auffangen der Nahrung nimmt, das Wasser mit der großen Zunge wieder herauspreßt und die Krebse, Fische und anderen Meerestiere mit den Barten auffängt. Diese Barten sind Hornplatten, die am Oberkiefer sitzen und deren Innenrand zerfasert ist; so bilden sie ein Sieb. Allerdings kann der Wal nur Tiere verschlucken, die höchstens die Größe eines Herings haben, denn sein Schlundloch ist sehr klein. Märchen und Abenteuergeschichten, die berichten, wie ein Wal ein Boot mit Menschen verschlungen habe, entsprechen also nicht den Tatsachen. Aber kehren wir wieder zu unseren Flamingos zurück.

Die Flamingos legen meist nur ein Ei. Ihr Nest errichten sie aus Schlamm kegelförmig am Ufer der Gewässer, so daß auch bei Steigen des Wasserspiegels dem Gelege nichts passieren kann. Die Jungvögel zeigen noch nicht das schöne rosarote Gefieder der erwachsenen Tiere, sondern sind schmutzigweiß gefärbt und erhalten erst im zweiten Jahr ihre rote Farbe. Aber nicht nur Flamingos sind in den letzten Tagen erworben worden. Auch unser Terrarium hat eine starke Bereicherung erfahren. Eine Puffotter, ein Wüstenwaran, eine Sandotter, ein Scheltopusik, ein küssender Gurami sind eingetroffen. Ich möchte sie der Reihe nach vorstellen. Die Puffotter ist fast über ganz Afrika verbreitet. Als wir sie aus dem Marmeladeneimer, in dem sie die Reise nach Dresden angetreten hatte, herausließen, oder sagen wir besser, in das Terrarium, das wir ihr als neues Heim bestimmt hatten, hineinschütteten, blies sie sich, wie ein alter Blasebalg schnaufend, auf und erreichte fast das Doppelte ihres normalen Umfangs. Sie war sehr angriffslustig, so daß ich mich entschloß, vor der Glasscheibe des Terrariums noch ein Gitter anbringen zu lassen. Ein Meer-schweinchen haben wir ihr angeboten, sie hat es jedoch abgelehnt. Wahrscheinlich ist sie noch von der letzten Mahlzeit, die erst vor wenigen Tagen stattgefunden hat, gesättigt, denn Schlangen sind Seltenfresser.

Ganz anders dagegen hat sich der Wüstenwaran verhalten. Bereits einen Tag nach seiner Ankunft verpeiste er drei weiße Mäuse und legte sich dann, den Bauch breit auf den unten elektrisch geheizten Sand pressend, zum Verdauungsschläfchen nieder. Er ist überhaupt ein lebhafter und — im Gegensatz zu der sehr giftigen Puffotter — harmloser Geselle. Von der Puffotter wird nämlich berichtet, daß ihr Gift auch für den Menschen schon nach wenigen Minuten tödlich wirken kann. Die Buschmänner sollen das Gift für ihre Pfeile verwenden. Es wird mit dem klebrigen Saft einer Pflanze vermischt, damit es besser an der Pfeilspitze haftet.

Was aber in aller Welt ist ein Scheltopusik und ein küssender Gurami? Der Scheltopusik, wohl besser Shjoltopusik (Gelbbauch) genannt, ist eine Schleiche, hat also, obwohl er einer Schlange ähnlich sieht, mit Schlangen nur wenig zu tun, sondern gehört, wie unsere Blindschleiche auch, zu den Eidechsen. Allerdings hat er keine Beine und bewegt sich deshalb



Auch in freier Wildbahn leben die Flamingos in großen Scharen

schlängelnd fort. Seine Nahrung besteht in erster Linie aus Schnecken und kleinen Nagetieren. Bei uns erhält er auch Pferdefleisch. Die Balkanländer sind seine Heimat, wo er häufig anzutreffen ist.

Mit einem dunkelbraunen Zickzackband auf dem Rücken und einem kleinen Horn auf der Nase ist die Sandotter, wohl die gefährlichste Giftschlange unserer Heimat, ausgezeichnet. Sie kommt schon in Süddeutschland vor und verbreitet sich über die südeuropäischen Länder. Ihr Biß ist auch für den Menschen gefährlich, und die Giftwirkung übertrifft bei weitem die der Kreuzotter. In Gefangenschaft wird sie hauptsächlich mit weißen Mäusen gefüttert, die meist wenige Sekunden nach dem Biß der Sandotter sterben.

Und nun noch ein Wort über den küssenden Gurami. Die Guramis sind Fische, zu denen unter anderen auch die in unseren Aquarien häufig anzutreffenden Macropoden gehören. Der küssende Gurami hat seinen Namen auf Grund seines Paarungsspieles erhalten. Die „Lippen“ dieses Fisches können nach außen umgestülpt werden, so daß sie eine runde Scheibe bilden. Während der Paarungszeit heften sich mitunter die beiden Geschlechter mit diesen umgestülpten Lippen aneinander, so daß man von küssenden Fischen spricht.

„Tanga“ und ihre Verwandten

Im April ist im Dresdner Zoo wieder ein junger Löwe angekommen. Kitty, die Löwenmama, hat ihn am 9. Dezember 1953 im Zoologischen Garten in Halle geboren. Sie konnte ihr Löwenkind nicht in Dresden zur Welt bringen, weil in den Wintermonaten das Antilopenhaus, in dem die Raubtiere untergebracht waren, umgebaut wurde und deshalb sämtliche Löwen bis auf drei Jungtiere nach Halle reisen mußten. Leider hatte Kitty sehr wenig Milch, so daß sie ihr Löwenkind nicht ernähren konnte. Es war ein großes Glück, daß wenige Tage nach der Geburt des Löwenbabys auch eine Neufundländer-Hündin warf. Ihr wurde der Junglöwe als Adoptiv-Kind anvertraut, und sie zog ihn wie ein eigenes Kind auf. Es ist bei der großen Mühe, die von den Tierpflegern des Zoologischen Gartens aufgewendet wurde, verständlich, daß sie sich nur ungern von ihrem Sorgenkind trennten und ihnen der Abschied schwer wurde, als wir vor wenigen Tagen unser Löwenbaby abholten. Es sei deshalb auch an dieser Stelle den Hallenser Tierpflegern und ihrem Direktor Dr. Petzsch noch einmal herzlich für diesen Freundschaftsdienst gedankt.

Inzwischen haben wir unserem Löwenkind, dessen Eltern „Pascha“ und „Kitty“ in den nächsten Tagen auch wieder in Dresden eintreffen werden, einen Namen gegeben. Seine Mutter ist eine hochbeinige Löwin, die sehr an den Typ des Massai-Löwen erinnert, weshalb wir ihre Tochter „Tanga“ — eine Abkürzung des ostafrikanischen Steppengebietes Tanganjika — taufen. Sie wird, so bald es das Wetter zuläßt, den Löwenkindergarten beziehen, und wir hoffen, daß unsere Löwin „Tenera“ im Juni ebenfalls Junglöwen zur Welt bringt, die dann Tanga als Spielgefährten zugesellt bekommen soll.

Der Löwe hatte ursprünglich ein weites Verbreitungsgebiet. Nicht nur die Steppen Afrikas, sondern auch Persien, das Zwischenstromland und Indien gehörten zu seinen Heimatgebieten. Heute ist er durch den Menschen aus diesen Gebieten verdrängt, ist auch in Afrika bei weitem nicht mehr so häufig, wie das noch vor zwanzig Jahren der Fall war, und in Indien hat er sich auf eine Halbinsel nordwestlich von Bombay zurückgezogen, wo im Jahre 1930 noch 200 Löwen geschätzt wurden.

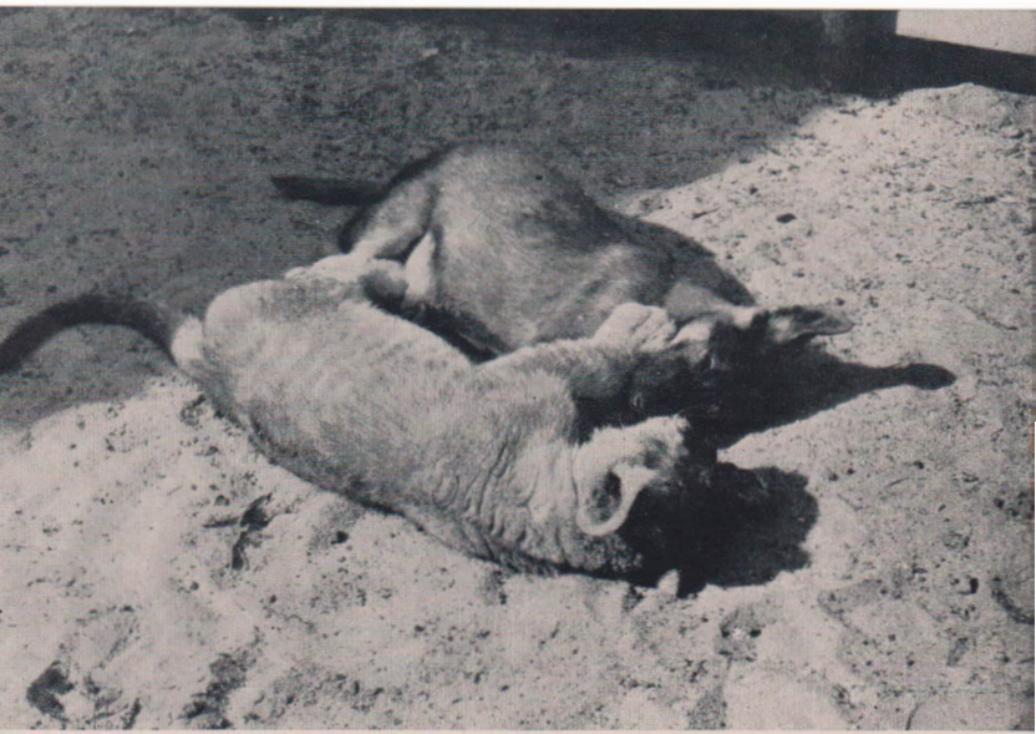
Wenn ein Zirkus auf seinen Plakaten eine Löwendressurgruppe anzeigt, so werden diese Löwen wohl auf 90 Prozent aller Zirkusplakate als Berberlöwen angekündigt. Der Berberlöwe bewohnte einst die Atlasländer Nordafrikas. Heute ist er in freier Wildbahn nicht mehr zu finden. Vielleicht sind noch in einigen Zoologischen Gärten Nachkommen echter Berberlöwen vorhanden, aber das werden auch nur noch wenige sein. Warum jedoch will jeder Zirkus unbedingt Berberlöwen besitzen? Der Berberlöwe zeichnete sich durch große, kräftige Gestalt, durch eine graugelbe Farbe des Felles und durch eine starke, dunkle Mähne aus, die nicht nur die Halspartie bedeckte, sondern sich auch am Bauch entlang zog. Er zeigte am meisten von allen Löwenrassen die „Würde“, die man von dem „König der Tiere“ verlangte. Außerdem stammten die Löwen, die von den Römern eingeführt und für die Gladiatorenkämpfe verwendet wurden, aus Nordafrika, waren also Berberlöwen. So ist wahrhaftig der Berberlöwe die bekannteste Rasse in der Vergangenheit gewesen.

Die Mähne tritt nur bei männlichen Tieren auf, und es ist interessant, daß kastrierte Löwen ihre Mähne verlieren. Sie ist also ein Geschlechtsmerk-

mal. Welchen Zweck mag die Mähne erfüllen? Es ist bekannt, daß die Löwen, wenn sie brünstig sind, um das Weibchen mitunter harte Kämpfe austragen, weiß doch auch jeder Dompteur, daß eine brünstige Löwin zusammen mit Mähnenlöwen im Rundkäfig eine sehr gefährliche Angelegenheit ist. Während dieser Rivalenkämpfe macht der Löwe von seinen krallenbewehrten Franken ausgiebigen Gebrauch. Dabei schützt ihn die dicke Mähne vor Verletzungen der empfindlichen Halsregion.

Noch ein Wort zu seinem sehr nahe verwandten Vetter aus Indien, dem Tiger. Im Gegensatz zum Löwen, dessen Wohngebiete Steppen mit lockerem Baumbestand sind, bevorzugt der Tiger die Dschungel, den mit Bambusgräsern durchsetzten indischen Urwald. Auf festgelegten Wechsellinien durchstreift er sein Jagdgebiet und vertreibt jeden Artgenossen, der es sich wagen sollte, sein Territorium zu betreten. Auch darin unterscheidet er sich vom Löwen, der häufig in Rudeln angetroffen wird. Auf der Speisekarte des Tigers stehen Axishirsch, Nilgauantilope und Wildschwein an erster Stelle, während beim Löwen das Zebra den Hauptanteil der Beute bildet. Auch vom Tiger sind mehrere Formen bekannt, die sich deutlich voneinander unterscheiden: der sibirische Tiger ist die größte Form. Sein Fell zeigt wenig Streifen. Der Bengaltiger, den wir im Zirkus häufig antreffen, ist dichter als sein sibirischer Artgenosse gestreift und übertrifft an Größe bei weitem die kleine Inselform, den dichtgestreiften Sundatiger. Ein Beweis dafür, daß beide Großkatzen nahe verwandt sind, ist die Tatsache, daß sie miteinander gekreuzt werden können. Die Löwen-Tiger-Bastarde sind kräftiger und größer als ihre Eltern, haben eine schwache Mähne und zarte verwaschene Streifen.

Nach ausgelassenem Spiel schlafen Junglöwe und Schäferhund friedlich vereint

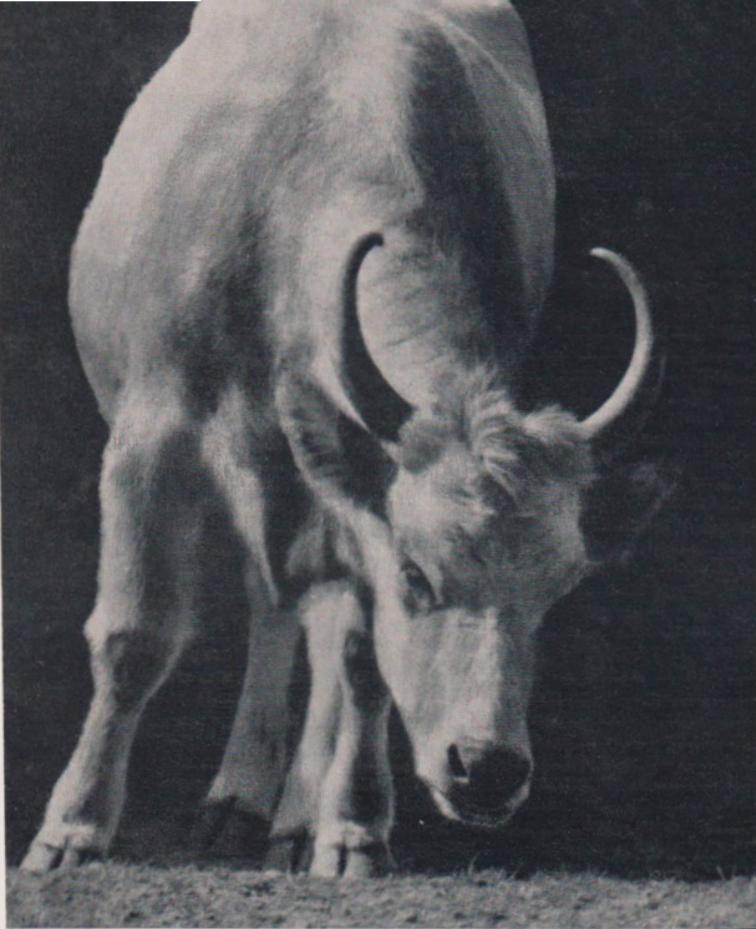


Solange das im Kriege zerstörte Raubtierhaus nicht wieder aufgebaut ist, wird der Besucher des Dresdner Zoologischen Gartens nur den Löwen finden können. Hoffen wir, daß es uns bald gelingt, in einem neuen Haus auch die vielen anderen Raubkatzen zu zeigen.

Wilde und zahme Rinder

Seit einigen Jahren werden im Dresdner Zoologischen Garten Kreuzungen zwischen dem englischen Parkrind, dessen Ahnen in heiligen Hainen gehalten wurden, und dem ungarischen Steppenrind, das besonders durch seine großen Hörner auffällt, gezüchtet. Diese Mischlinge ähneln in ihrer Hornbildung und der Gestalt ihres Körpers dem Urahn der europäischen Hausrinder, dem Auerochsen oder Ur. Dieses Wildrind, das nicht nur Europa, sondern auch Nordafrika und große Gebiete Asiens bewohnte, ist leider ausgestorben. Der letzte Ur soll im Jahre 1627 in Polen erlegt worden sein. Der Auerochse wird sehr oft mit dem Wisent verwechselt, der ebenfalls in Europa beheimatet war, heute aber nur noch in kleinen Herden gehalten wird und in einigen Zoologischen Gärten zu finden ist. Er ähnelt in starkem Maße dem amerikanischen Bison. Mit dem Ur jedoch hat er keine nähere Verwandtschaft, auch sind von ihm keine Haustier-rassen bekannt.

Über die Gestalt des Auerochsen sind wir durch Skelettfunde und durch künstlerische Darstellungen, durch Zeichnungen und Schnitzereien informiert. Dabei fällt ein großer Unterschied zwischen dem Ur und unseren Park-Steppenrindbastarden sofort auf: die Länge der Beine. Während der Auerochse hochbeinig war, sind unsere Mischlinge, wie auch die sogenannten Rückkreuzungen des Urs, die natürlich ebenfalls nur Hausrinderformen sind, die mit dem eigentlichen Urahn genauviel Verwandtschaft haben wie ihre Eltern, aus denen sie gezüchtet wurden, kurzbeinig. Während bei uns in Mitteleuropa besonderer Wert auf den Milch- und Fleischertrag der Rinder gelegt wurde, haben die Spanier und Franzosen auch Rinder gezüchtet, die in halbwildem Zustand gehalten werden und für die Stierkämpfe Verwendung finden. Daß auch zahme Hausrinder verwildern können, beweisen die in großen Herden gehaltenen Fleischrinder Südamerikas. Von Hirten zu Pferd und scharfen Hunden werden die halb-wilden Herden bewacht. Diese Rinder werden nicht gemolken. Sie sind die Hauptlieferanten des bekannten Corned beef und des Fleischextraktes. Aber auch mit unseren Park-Steppenrindmischlingen ist nicht gut „Kir-schen essen“. Als im Frühjahr eine Kuh auf der großen Freianlage ein Kälbchen zur Welt brachte, bemühten sich einige unserer Tierpfleger, das neugeborene Kälbchen in den warmen Stall zu bringen. Aber die Mutter schien diese Annäherung, die doch einem guten Zweck diene — das Wetter war rau und kalt —, mißzuverstehen. Immer wieder griff sie mit gesenkten Hörnern die Tierpfleger an, die sich nur durch einen schnellen Sprung zur Seite in Sicherheit bringen konnten. Es entwickelte sich ein kleiner Stierkampf, wie er auch bei dem Kokarderennen in Südfrankreich — dort wird der Kampfstier nicht getötet, sondern es gilt lediglich, dem Stier eine Kokarde, die zwischen den Hörnern mitten auf der Stirn be-



Die Steppen-Parkrindkuh griff mit gesenkten Hörnern an

festigt ist, zu entreißen — nicht spannender sein kann. Schließlich aber gelang das Vorhaben doch. Während einige Tierpfleger die wütende Mutter ablenkten, ergriff ein anderer das Kalb und trug es schnell in den Stall. Die Mutter eilte hinter ihrem blökenden Kind her und leckte ihm über sein struppiges Fell. Die Harmonie war in der Familie wieder hergestellt. Seit diesem Tage ging der im gleichen Gehege untergebrachte Zebubulle mit Mutter und Kind oft spazieren. Offensichtlich „wollte“ er den im anderen Gehege befindlichen Vater ersetzen.

Unser Zoologischer Garten beherbergt aber auch noch andere Rinderarten. Da ist „Bubi“, der Wasserbüffel. Eigentlich trifft dieser Name kaum mehr zu, denn „Bubi“ ist ein riesiger, kräftiger Bulle, der durch ein Geschenk, das uns der Zoologische Garten in Antwerpen machte, eine Wasserbüffelkuh erhielt. Allerdings darf er sie vorläufig nur von weitem betrachten, denn sie ist noch sehr jung und zart und kann den stürmischen Liebeswerbungen unseres „Bubi“ noch nicht ausgesetzt werden. Auch scheint „Bubi“ von Häuslichkeit wenig zu halten, denn die Holzhütte, die ihm als Unterkunft dient, behandelt er nicht sehr schonungsvoll. Mit seinen großen Hörnern schlägt er die Balken und Bretter der Seitenwände heraus. Aber schon bald wird in dem neuen Gehege, das für ihn und seine „Schöne“ vorgesehen ist, ein geschmackvolles Bauernhäuschen entstehen. Es wird stabil gebaut, daß selbst die Kräfte eines Wasserbüffels nicht ausreichen, die Wände herauszudrücken. Auch in seiner indischen Heimat ist der Wasserbüffel durch seine ungeheuren Kräfte geschätzt — er wird vor den Pflug gespannt — und vom Tiger sogar gefürchtet. Von dem heute noch lebenden wilden Stammvater, dem Arnibüffel, unterscheidet sich der zahme Wasserbüffel kaum. Allerdings deuten die weißen Flecke auf der Stirn und an der Schwanzquaste unseres „Bubi“ auf die Haustierform. Natürlich werden auch Hauskühe in unserem Zoologischen Garten als Milchlieferanten gehalten. Viele unserer Zootiere benötigen wenigstens hin und wieder einmal Milch als Getränk, ganz besonders die Jungtiere, deren Mütter nicht über genügend eigene Milch verfügen. Unser junges Kamel hat täglich viele Liter Kuhmilch, gemischt mit Kamelmilch und Leinschleim, erhalten, und auch die Junglöwen, die von der Mutter abgesetzt worden sind, erhalten mitunter Milch mit Fleischbrei vermischt. So ist die Milchflasche — von der Puppenflasche für die Aufzucht der jungen Eichhörnchen bis zur Literflasche mit festem Gummisauger — ein wichtiges Gefäß, das in einem Zoologischen Garten fast täglich Verwendung findet. Hoffen wir, daß unsere Tiermütter auch in diesem Jahr wieder vielen Tierkindern das Leben schenken. Darunter werden auch unsere Park-Steppenrindkühe sein, die unseren Bestand schon ansehnlich bereichert haben.

Fliegende Boten der „Geisterwelt“

Auch heute noch kann man das Märchen von den „Abgesandten des Teufels“, den Fledermäusen, hören, die sich im Haar der Frauen verfangen. Leider ist es diesem dummen Aberglauben zuzuschreiben, daß noch manche Fledermaus, die als ausgesprochener Insektenfresser ein überaus nützliches Tier ist und uns bei der Vertilgung der Schädlinge unterstützt, wenn sie im Winterschlaf auf den Böden der Häuser oder im Gebälk der Kirchen und Scheunen angetroffen wird, ihr Leben lassen muß. Im Dezember 1953 sind auch im Dresdner Zoologischen Garten zwei große Flattertiere eingetroffen. Es sind Fliegende Hunde. Im Gegensatz zu ihren europäischen, bedeutend kleineren Verwandten ernähren sie sich fast ausschließlich von pflanzlicher Kost und sind deshalb in ihrer Heimat



Dem hundeähnlichen Kopf verdankt der Fliegende Hund seinen Namen

auf den Sundainseln keine erwünschten Gäste der Plantagen, da sie mitunter in großen Schwärmen zu Hunderten über die Bäume herfallen und die Früchte verzehren.

Ihren seltsamen Namen verdanken sie dem hundeähnlichen Kopf. Die großen häutigen Ohren sind in ständiger Bewegung. Jedes Geräusch wird von ihnen wahrgenommen und verfolgt. Unsere beiden haben von ihrer langen Reise einen guten Appetit mitgebracht. Kaum hatten sie sich nach Fledermausart kopfabwärts in ihrem Käfig aufgehängt, als sie sich auch schon über die gefüllte Futterschüssel hermachten.

Offensichtlich fühlen sie sich bei uns sehr wohl, denn sie fressen gut, und der Haarausfall, unter dem das Weibchen bei seiner Ankunft in Dresden zu leiden hatte, ist durch die Bildung eines neuen schönen rötlichbraunen Felles völlig behoben. Mehrmals am Tage fahren sie mit der weit aus dem Maul herausgestreckten Zunge über die Innenseite der Flughäute, um sie geschmeidig zu erhalten. Auch für Sauberkeit wird gesorgt. Wenn ein „Geschäft“ verrichtet werden muß, hängen sie sich an dem einzigen noch außerhalb der Flughäute verbliebenen Fingerglied auf, um nach Erledigung der Angelegenheit sofort wieder ihre Ruhestellung — kopfabwärts aufgehängt — einzunehmen. So verbringen sie ihre Tage, und es ist verständlich, daß diese seltsamen Gäste aus den fernen Tropen einen großen Anziehungspunkt für alle Zoobesucher bilden.

Aber viele Fragen werden von den Zoobesuchern aufgeworfen, die unbedingt eine Klärung verlangen. Manche glauben, daß die Fliegenden Hunde mit den blutsaugenden Fledermäusen, den Vampiren, gleichzusetzen seien. Das entspricht aber nicht den Tatsachen. Die blutsaugenden Fledermäuse sind Bewohner Südamerikas. (Es ist möglich, daß auch einige einheimische Arten hin und wieder Blut saugen.) Die Reisenden, die diese echten Blutsauger in den amerikanischen Tropen kennengelernt haben, berichten, daß sich diese Fledermäuse in der Nacht auf die schlafenden Haustiere, auf Pferde und Maultiere setzen und ihnen meist am Widerrist einen anscheinend schmerzlosen Biß zufügen. Der Speichel der Fledermäuse verhindert offensichtlich auch das Gerinnen des Blutes, denn der Blutverlust kann ganz erheblich sein, so daß die Tiere am nächsten Morgen zu schwach sind, um die Lasten oder den Reiter tragen zu können. Aber auch Menschen werden von den fliegenden Blutsaugern angefallen. Lautlos flattern sie heran und verletzen den Schläfer meist an der großen Zehe oder am Ohrläppchen. Nur das straffgespannte Moskitonetz kann einen gewissen Schutz gegen das nächtliche Anzapftwerden bilden.

Mit diesen „blutdürstigen“ kleinen Räubern haben also unsere Fliegenden Hunde nichts zu tun.

Eine weitere Frage lautet: Wie findet die Geburt dieser Tiere statt. Da sich Fliegende Hunde schon in Gefangenschaft fortgepflanzt haben und die Geburt beobachtet worden ist, kann auch auf diese Frage eine Antwort erteilt werden. Die Mutter bleibt während des Geburtsvorganges in ihrer hängenden Stellung. Das Junge klammert sich am mütterlichen Körper fest und ist unmittelbar nach der Geburt noch durch die Nabelschnur mit dem Muttertier verbunden. Aber schon nach wenigen Stunden ist das Junge in der Lage, „an eigenen Füßen zu hängen“. Da unsere beiden Flughunde verschiedenen Geschlechtern angehören, besteht also auch die Berechtigung, daß wir auf Nachwuchs hoffen dürfen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich ein anderes freudiges Ereignis unseren Zoofreunden mitteilen. Zu Anfang des Jahres 1954 haben drei Braunbärenmütter Junge zur Welt gebracht, übrigens die ersten seit der Zerstörung im Jahre 1945 wieder im Dresdner Zoo gezüchteten Braunbären. Vorläufig haben es uns nur zwei Bärenmütter ermöglicht, in ihre Wochenstube zu schauen, denn die Bärin frißt während der ersten Wochen nach der Geburt nicht und widmet sich nur der Betreuung ihrer bei der Geburt nur ratten-großen Kinder. Zwei Bärinnen also haben vor wenigen Tagen zum ersten Male ihren Geburtskäfig verlassen. In dem warmen Strohnest lagen bei jeder der beiden Mütter zwei kleine dicke Bärenkinder. Und die dritte Mutter? Auch in ihrer Wochenstube brummt und knurrt es. Ob sie wohl auch zwei Bärenkindern das Leben geschenkt hat? Auf jeden Fall werden wir warten, bis sie es uns gestattet, ihre Kinder zu besichtigen. Natürlich war die Freude sehr groß, als die Tierpfleger diese gute Botschaft überbrachten. So hat sich der neue Bär, den wir im vergangenen Jahr eingetauscht haben — der vorhergehende Bärenmann war geschlachtet worden, weil er uns nie zu Bärenkindern verhalf —, doch als ein guter Vater erwiesen. Der neue Kinderzoo wird also auch eine Bärenkinderstube enthalten mit 5 oder 6 — wer weiß? — jungen Bären.

Die Gesetze des Affenlebens

Den Anziehungspunkt eines jeden Zoologischen Gartens stellt immer wieder das Affengehege dar. In Dresden trägt es den vielversprechenden Namen Affenparadies. Wenn es heute auch nur mit neun Rhesusaffen besetzt ist, so wird es doch ständig von Besuchern belagert, die sich an dem frohen Treiben dieser vierhändigen Geschöpfe erfreuen. Mitten im kalten Winter, im Februar, bringen die Affenmütter ihre Jungen zur Welt. Sie besitzen kein heizbares Haus, sondern nur ein kleines Holzhäuschen, in das sie sich bei allzu großer Kälte oder während der Nacht zurückziehen können. So haben sie sich wunderbar an unser Klima gewöhnt, und Krankheiten treten bei den akklimatisierten Rhesusaffen nur ganz selten auf. Auch in ihrer Heimat steigen sie hoch in die Bergwälder hinauf in Regionen, wo auch Schneefälle vorkommen. — Die Umfassungsmauer des Affenparadieses war ursprünglich nicht so hoch, wie wir sie heute vorfinden. Man hatte offensichtlich das Sprungvermögen der Affen unterschätzt, denn eines Tages, in den frühen Morgenstunden, traten fünf Rhesusaffenweibchen einen Spaziergang in den Zoologischen Garten an. Geckerdnd und kreischend sprangen sie von Baum zu Baum, und schon befürchtete man, daß sie nie wieder zurückkehren würden, als sich plötzlich, kurz vor Sonnenuntergang, die ganze Reisegesellschaft wieder ihrem Gehege näherte, über die Mauer hinwegsprang und — das war besonders überraschend — im Affenparadies angekommen, von ihrem Pascha, dem Leitaffen, mit einer furchtbaren Tracht Prügel empfangen wurde. Aber diese Prügel schien sie durchaus nicht abgeschreckt zu haben, am nächsten Tage einen weiteren Spaziergang auszuführen, der nach Rückkehr in den Abendstunden ebenfalls wieder mit einer großen „Keilerei“ endete. So ging es 14 Tage lang, bis schließlich die Mauer erhöht worden war und damit

den nichterlaubten Wanderungen ein Ende gesetzt wurde. Überraschend für jeden Tierfreund dürfte hierbei die Tatsache sein, daß die Affen nicht die Möglichkeit benützten, ihre Freiheit voll auszukosten, sondern vielmehr immer wieder freiwillig in ihr Gehege zurückkehrten. Dafür gibt es zwei Erklärungen. Einmal haben Affen eine starke Bindung an ihr Territorium, an ihren Wohnbereich, auch in freier Wildbahn. Zum anderen sind sie Herdentiere, die, wenn sie wirklich einmal von dem Rudel abgesprengt werden, sofort versuchen, wieder Anschluß an ihre alte Herde zu gewinnen. Diese beiden Tatsachen dürften auch für die Rückkehr unserer Rhesusaffen ausschlaggebend gewesen sein. Für den Zusammenhalt der Herde und für die Ordnung überhaupt innerhalb seines Harems sorgt der Leitaffe, und so ist es auch nicht verwunderlich, daß er die zurückkehrenden Ausreißer mit einer Tracht Prügel empfing.

Er ist es auch, der in dem Moment, wo ein Streit unter zwei Mitgliedern seiner Herde ausbricht, sofort dazwischenfährt und die beiden Kämpfer auseinandertreibt. Nicht etwa, weil er, wie man denken könnte, Frieden stiften will, sondern vielmehr, weil laut den Gesetzen der Affenherde der Leitaffe in der Rangordnung der großen Herdegemeinschaft an erster Stelle steht und so sich selbst vorbehält, Rangordnungskämpfe auszutragen. Wenn man sich einmal einige Stunden an der Affenfreianlage aufhält, so wird man sehr bald herausbekommen, wie die Rangordnung dieser neun Rhesusaffen aufgebaut ist. Man wird feststellen können, wer die Flucht ergreift, wenn der in der Rangordnung nächst höherstehende Affe zum Futtertrog kommt, wer sich gefallen lassen muß, daß er von einem anderen Affen gebissen oder gekratzt wird. Besonders interessant ist dabei allerdings, daß die Jungtiere außerhalb dieser Rangordnung stehen. Sie dürfen sich manchen Schabernack erlauben, der bei einem erwachsenen Affen sofort bestraft würde.

So gibt es Gesetzmäßigkeiten in der Tierwelt, die den meisten Zoobesuchern unbekannt bleiben, weil sie vielleicht nur allzu flüchtig durch den Garten spazieren. Besonders aber in den frühen Morgenstunden oder spät abends erschließt sich uns manches Geheimnis unserer vierbeinigen Freunde. Verbleiben wir noch beim Affenparadies. Vor wenigen Wochen haben die in diesem Jahre geborenen Affenkinder, nachdem sie in der ersten Zeit nur am Bauch der Mutter hingen und sich herumtragen ließen, ihre ersten Gehversuche gemacht. Entfernten sie sich dabei von ihrer Mutter und sahen sich plötzlich hilflos einem unüberwindlichen Hindernis gegenüber, so schrien sie grell auf, ein Schrei, der im starken Maße an das Zwitschern eines Vogels erinnert. Sofort sprang die Mutter herbei und drückte ihr Kind an die Brust. Aber dieser Hilfeschrei alarmierte nicht etwa nur die eigene Mutter, sondern er setzte die ganze Herde in Erregung. Auch die anderen Affenmütter holten sofort ihre Kleinen herbei, die halbwüchsigen Lausejungen vom Vorjahr erkletterten geschwind die Bäume und der Leitaffe stieß kurze, heisere Laute aus. Der Hilfeschrei war also auch von den anderen Affen verstanden worden. So besteht ein gewisses Mitteilungsvermögen, nicht nur unter den Affen, sondern auch bei anderen Tieren. Ich entsinne mich sehr gut eines kleinen Erlebnisses, das ich als Schuljunge in der Menschenaffenstation des Dresdner Zoologischen Gartens hatte. Dort war neben der bekannten Buschifamilie ein Schimpanse namens John untergebracht. Des öfteren schon hatte ich beobachtet, daß John seltsame, an das Bellen eines Hundes erinnernde Laute ausstieß und dabei

im gleichen Takt mit den Fäusten auf den Boden seines Käfigs schlug. Als eines Tages einmal in dieser Menschenaffenstation sich weder der Wärter noch irgendwelche Besucher befanden, reizte es mich, mit John in ein kleines Zwiegespräch zu treten. Ich stieß also dieselben Laute aus, die ich schon so oft von ihm gehört hatte, und überraschend schnell stellte sich der Erfolg ein. John kam ans Gitter und begann erst leise, dann immer lauter werdend, mir zu antworten. Schließlich schlug er in dem von mir vorgeschriebenen Rhythmus auf den Boden und führte dazu sogar einen seltsamen Tanz auf, indem er sich hüpfend im Kreise herum bewegte. Ich habe diesen Versuch des öfteren wiederholt und jedesmal mit dem gleichen Erfolg. Wenn man also auch nicht direkt von einer Sprache der Tiere reden kann, so aber von einem Mitteilungsvermögen. Es wird sich bestimmt lohnen, einmal den Dresdner Zoologischen Garten auf diese Tatsache hin zu besuchen und festzustellen, wie Lust und Leid sich in der Stimme der Zootiere widerspiegeln.

Können Affen sparen?

Ich hoffe, daß es mir meine Leser nicht allzusehr verübeln, wenn meine besonderen Freunde unter den Tieren, die Affen, auch eine gewisse Vorrangstellung in meinen Aufsätzen einnehmen. Hier soll also schon wieder von Affen die Rede sein, und zwar von ihren psychischen Fähigkeiten. Wie werden denn die Tiere auf ihre psychischen Leistungen hin überprüft? Ich will einige Versuchsanordnungen aufzeigen, die wir auch im Dresdner Zoo verwenden, um festzustellen, was unsere Affen leisten können.

Die beiden Klammeraffen, Max und Moritz, sitzen in ihrem Käfig. Vor dem Käfig wird eine halbe Banane niedergelegt, die aber so weit von den Gitterstäben entfernt liegt, daß sie von den Affen nicht erreicht werden kann. An der Banane ist ein Faden befestigt, der bis zum Gitter reicht. Sowie der Faden ausgelegt wird, greifen die Affen nach ihm und ziehen die Banane heran. Diese Aufgabe lösen Max und Moritz sofort. Dann aber wird's schon schwieriger. Wieder wird ein Faden ausgelegt. In der Mitte dieses Fadens ist ein zweiter angeknüpft, der im rechten Winkel abzweigt und lose in Windungen liegt. An seinem Ende ist diesmal die Banane befestigt. Moritz kommt sofort ans Gitter, ergreift den Faden und zieht. Aber diesmal bewegt sich die Banane noch nicht sofort auf das Gitter zu. Moritz stutzt. Schaut auf den Faden. Zieht wieder und bemerkt, daß sich dabei auch der angeknüpfte Faden auf das Gitter zu bewegt. Die Banane allerdings bleibt immer noch ruhig liegen, weil ja der Faden locker in Schleifen liegt, die sich durch weiteres Ziehen erst spannen müssen. Plötzlich läßt Moritz den Faden los, greift weit aus dem Käfig heraus und angelt mit Mühe das angeknüpfte Ende des zweiten Fadens heran, um nun mit einem Zug die Banane heranzuholen und zu verspeisen.

Wieder wird ein Bananenstück vor den Käfig gelegt. An das Gitter lehne ich eine Harke, ein Holzstab, an dessen Ende ein Querbrettchen befestigt ist. Die Banane liegt vor dem Brettchen, kann also leicht herangezogen werden. Moritz kommt ans Gitter, klettert auf den Stiel der Harke, aber benutzt sie nicht. Dann kommt Max, ergreift die Harke, zieht mit ihr die Banane ein Stück heran, dreht sich um und langt mit dem Greifschwanz nach der Banane — er ist 67 Zentimeter lang —, erfaßt die Lockspeise und

holt sie mit dem Schwanz ganz heran. Beim nächsten Versuch mit gleicher Anordnung begreift Moritz auch sofort den Zweck der Harke und bedient sich ihrer. Als aber dabei — er war etwas zu hastig — das Harkenbrettchen über die Banane hinwegspringt und die Banane damit hinter dem Brettchen zu liegen kommt, also für den Affen nicht mehr sichtbar ist, hört er sofort auf. Offensichtlich existiert die Banane nun nicht mehr für ihn. Auch als wir die Harke neben die Banane legten, kamen sie nicht hinter die Lösung des Problems. Der Gedanke, die Harke nach hinten zu schieben und die Banane so vor das Brettchen zu bekommen, dieser Gedanke „dämmert“ offensichtlich im Hirn des Tieres nicht.

So kann man also mit einer gewissen Reihe von Versuchen die psychischen Leistungen der einzelnen Affenarten abgrenzen und festlegen. Dabei wird man auf erhebliche Unterschiede zwischen den Arten und auch natürlich den Individuen derselben Art treffen, denn die Begabung ist auch bei den Tieren der gleichen Art verschieden verteilt.

Ganz deutlich natürlich ist dieser Unterschied zwischen Affen und Menschenaffen. So sei hier noch ein Versuch geschildert, der schon vor Jahren mit Schimpansen durchgeführt wurde. Zwei Schimpansen durften aus einem Kästchen Metallmarken entnehmen, die in den Einwurfschlitz eines Automaten gesteckt werden konnten. Der Automat stand unmittelbar am Gitter. Als Belohnung auf eine in den Automaten gesteckte Marke kam eine Traube Weinbeeren heraus. Sehr bald begriffen die Schimpansen, wie man durch die Marken zu Weintrauben kommen kann. Als nächstes wur-

Keine Läuse, sondern salzig schmeckende Hautschuppen suchen die Rhesusaffenmütter, wenn sie sich „lausen“



den ihnen aber verschiedengefärbte Marken angeboten, wovon die einen Nieten waren, das heißt, wenn diese in den Automaten gesteckt wurden, kam keine Frucht heraus. Auch das lernten die Affen sehr bald und unterschieden in Zukunft die Wertmarken von den wertlosen Marken. Letztere ließen sie in dem Kästchen liegen. Nunmehr aber wurde der Automat in das Nachbarzimmer geschafft. Sie konnten ihn also nicht mehr sehen und die ihnen angebotenen Marken auch nicht mehr sofort einlösen. Wieder wurden ihnen Wertmarken und Nietenmarken angeboten. 18mal durften sie hintereinander wählen. Interessant war es jetzt, daß sie oft auch die wertlosen Marken ergriffen. Sie mußten also jetzt sparen. Hatten sie 18mal gewählt, dann durften sie in das Nachbarzimmer laufen und dort ihre Marken einlösen. Beide Hände voll, den Mund ebenfalls mit Marken angefüllt, schlepten sie nun ihren Schatz zum Automaten. Dort angekommen, begannen sie zu sortieren. Sie fischten aus den gesammelten Marken die Wertmarken heraus und steckten sie in den Automaten, um die Weintrauben zu holen. Die Nietenmarken warfen sie — meist verbunden mit einem Wutanfall — zum Käfig hinaus.

Dieser hochinteressante Versuch bewies also, daß Schimpansen durchaus befähigt sind, auch an sich wertlose Gegenstände zu erstreben, wenn diese gegen ein wertvolles Ziel, in diesem Fall gegen Früchte, eingetauscht werden können. Die Marken hatten also den gleichen Wert, den das Geld für den Menschen hat.

Welch ein großer Unterschied wird hierbei zwischen den Leistungen der Klammeraffen, die sofort aufgeben, wenn das Ziel aus ihren Sinnen verschwindet, und den Schimpansen, die sogar sparen können, deutlich. So befähigen uns derartige Versuche, interessante Parallelen und Vergleiche zwischen Mensch und Tier aufzustellen und den Werdegang der Psyche zu verstehen.

13. Februar 1945 im Zoo erlebt

Acht Menschen befinden sich in jener grauenhaften Nacht, am 13. Februar 1945, im Zoologischen Garten. Fast zu gleicher Zeit heulen die Sirenen und fallen die ersten Bomben. Hinten am Wirtschaftshof schlagen Flammen hoch. Lodernd brennt der Wagenschuppen ab. Während eine Gruppe der acht Tierpfleger sich bemüht, das Feuer zu löschen, kommt die Nachricht, daß auch Brandbomben auf das Antilopenhaus gefallen sind. Die Männer rennen zum Antilopenhaus, um die wertvollen Tiere zu retten. Schon ist Inspektor Sailer bemüht, die verängstigten Tiere in die Freigehege hinauszutreiben. Auf dem Boden des Gebäudes lagern 40 Zentner Weizen, die jetzt in Form eines feurigen Sprühregens sich lodernd auf die verstörten Tiere ergießen. Nur mit größter Mühe gelingt es, auch die Giraffe ins Freie zu bringen. Es ist eisige Februarnacht! Aber daran kann jetzt niemand denken. Es muß versucht werden zu retten, was gerettet werden kann. Während noch alle Mann mit den Löscharbeiten beschäftigt sind, kommt die Entwarnung.

Der Inspektor gibt dem Elefantpfleger den Auftrag, nach den Büffeln und den Bisons zu sehen. Inzwischen kommen wieder die Bombenflugzeuge mit ihrer todsäenden Last. Das Büffelgehege erhält einen Volltreffer.

Der Elefantenwärter hat es nicht mehr notwendig, von seinem Gewehr Gebrauch zu machen. Schon geht es auf Mitternacht zu, als der Wärter zu seinen Lieblingen ins Elefantenhaus läuft. Ruhig stehen die Riesen, an Ketten gefesselt, in ihrer Ecke. Aber oben auf dem Dach beginnt es zu schwelen. Der Wärter klettert die Leiter hinauf und kommt gerade zur rechten Zeit. Fünfzehn Brandbomben wirft er weit in das Bürgerwiesengelände hinein. Schon eilt er wieder vor zum Haupteingang, wo das Wohnhaus zu brennen beginnt. Dort gilt es Menschenleben zu retten. Auf dem Wege dorthin aber fällt er in einen Bombentrichter. Vor Ermattung bricht er zusammen und verliert das Bewußtsein.

Inzwischen brennt auch der Pferdestall ab. Der Wind treibt den Rauch in dicken Schwaden durch die längst vom Luftdruck zerschlagenen Fenster des Elefantenhauses. Die beiden Dickhäuter stehen jetzt nicht mehr friedlich in ihrer Ecke. Sie zerren an den Ketten und reißen sich schließlich los, drücken die schwere, mit armdicken Eisenriegeln gesicherte Tür zum Freigehege ein und stürmen trompetend vor Angst hinaus. Dick lagert der Qualm über dem Gehege. Der kleinere Elefant ist zu weit nach vorn gerast, er strauchelt und fällt in den Graben. Ihm stürzt Laxemy, die große indische Elefantenkuh, die vom Wuppertaler Zoo eingestellt worden war, nach. Auch sie fällt in den Graben, aber der Leib des anderen Elefanten gibt ihr die Möglichkeit, über die Grabenwand hinweg in den Zoo zu gelangen. Dort bleibt sie völlig verstört, von Brandwunden bedeckt, in dem Winkel zwischen dem Nashornghege und der Elefantenfreianlage stehen. — Auch das Nilpferdgehege hat einen Volltreffer erhalten. Die drei Nilpferde liegen, äußerlich unversehrt, aber mit zerplatzten Lungen, tot in ihrem Gehege. Gleichzeitig zerstörte dieselbe Bombe die Menschenaffenstation. Von den beiden dort untergebrachten Schimpansen ist vorläufig nichts zu sehen. Sind sie mit dem Leben davongekommen? Nein. Von Angst getrieben, haben sie sich im Schornstein versteckt und sind dort erstickt, wie man am Morgen des 14. Februar feststellte.

Was aber geschah im Raubtierhaus? Einige Brandbomben und ein Phosphorkanister hatten dieses Haus getroffen. Die Käfige waren unversehrt. Die Raubtiere befanden sich in ihren Käfigen. Kein Tier konnte fliehen. Sie mußten auf Anordnung einer Militärbehörde am nächsten Morgen erschossen werden. Das gleiche Schicksal ereilte auch die Bären. — Auch das Aquarium war nur leicht beschädigt. Allerdings, die Scheiben der Becken waren geplatzt und das Wasser hatte sich ins Innere des Hauses ergossen. Mit Seilen mußten die erstickten Krokodile aus ihren Behältern gezogen werden. — Noch immer stand der Elefant an seinem Gehege. Der Inspektor schickte den Elefantenwärter zum Eingang, damit er dort helfe. Als er zurückkam, hatte das Militär dem Elefantenleben ein Ende gesetzt. Auch der in den Graben gestürzte Elefant war erschossen worden. Schwere Brandwunden bedeckten seine rissige Haut. Auf den Bäumen kletterten Affen herum. Teilweise waren sie aus dem brennenden Affenhaus entkommen, teilweise waren es die Rhesusaffen aus der Freianlage. Ein Baum war in diese Freianlage gestürzt und hatte ihnen die Brücke zur Freiheit gegeben. Tagelang noch trieben sie sich in Strehlen herum, stahlen Lebensmittel in den zerstörten Wohnungen und schliefen irgendwo in den Trümmern.

Am 17. April kam der letzte Angriff. Lebende Tiere gab es kaum mehr. So konnten die 61 Sprengbomben, die auf das Zoogelände fielen, nur noch

Häuser zerstören und Ruinen zertrümmern. Das Schicksal des Dresdner Zoologischen Gartens schien besiegelt. So aber, wie durch den unzerbrechlichen Willen unserer Dresdner die Stadt wieder langsam aus ihren Trümmern ersteht, so zeigt auch der Zoo wieder vielseitiges Leben. Das also geschah am 13. und 14. Februar 1945 im Zoo. Das war das Schicksal der Tiere, an das wir auch denken wollen, wenn wir die Verluste betrauern und uns schwören, mit allen Kräften zu verhindern, daß jemals solches Leid wieder über uns kommen kann, über Mensch und Tier.

Vorfrühling und Entenhochzeit

Zu jeder Jahreszeit bietet das Tierleben im Zoologischen Garten vielseitige Möglichkeiten, Einblick in das Balz- und Brutpflegeverhalten der Zootiere zu nehmen. Mit den ersten warmen Strahlen der Vorfrühlingssonne kommt auch in die gefiederten Bewohner unserer Teiche reges Leben. Die Schwäne werden auf ihren Brutteich gesetzt, nachdem sie auf dem Ententeich am Raubvogelfelsen bereits versuchten, das Strohdach des Entenhäuschens abzudecken und aus den Strohhalmen ein Schwanennest zu bauen. Aber auch die vielen Haus- und Wildentenarten beginnen sich gegenseitig den Hof zu machen.

Unsere einheimischen Hausentenarten sind aus der Stockente hervorgegangen, deren Erpel durch den grün glänzenden Kopf und Hals und den kleinen weißen Halsring wohl jedem bekannt ist. Charakteristisch für die Stammform unserer Hausente ist auch die Schwanzlocke, die von den mittelsten Schwanzfedern gebildet wird. Sie findet sich auch bei den Hausenten wieder, die aus der Stockente hervorgegangen sind, bei den großen weißen Pekingenten und den kleinen weißen Zwergenten. Vor allem aber wird der Besucher von dem herrlichen Federkleid der Braut- und Mandarinenten entzückt sein, deren Heimat Amerika und China ist. Die Erpel dieser beiden Schmuckentenarten tragen einen langen Federschopf, der weit über den Kopf hinausragt und bei der Brautente in wunderbarem Grün glänzt, nach unten aber durch einen schönen weißen Federsaum abgeschlossen wird, bei der Mandarinente dagegen ockerfarbig, dunkelbraun und weiß gefärbt ist. Dieser Schopf spielt bei der Werbung um das Weibchen eine Rolle. Bereits im Herbst finden sich die Paare zusammen, feiern jedoch erst im Vorfrühling Hochzeit. Immer wieder schwimmt der Freier um die Auserwählte in großen Kreisen herum, wobei er mit dem Kopf nickt, den Schnabel eintaucht und einen seltsamen fliegenden Laut ausstößt. Mitunter ist die Entenbraut mißgelaunt und stößt mit dem Schnabel nach dem Bewerber, der dann seinen Bogen um die Auserwählte etwas größer beschreibt, sehr bald sich ihr aber wieder nähert und mit seiner Brautwerbung erneut beginnt. Hat er bei ihr etwas Gehör gefunden, dann legt er den Kopf nach hinten an den Körper und stellt dabei die Haube auf. So geht es oft stundenlang. Schließlich überreicht der Entenbräutigam seiner Schönen sogar Geschenke in Form von Futterstückchen, die er aufließt und ihr vor den Schnabel hält. Meist nimmt sie das Geschenk entgegen und verspeist es vor seinen Augen. Ist es dem Erpel gelungen, die Gunst der Ente zu erwerben, so beginnt nunmehr die Ente den Erpel zu locken. Mit lang

ausgestrecktem Hals legt sie sich vor ihm auf das Wasser, während er diese Geste mit wiederholtem schnellen Eintauchen der Schnabelspitze in das Wasser beantwortet. Jetzt aber heißt es einen geeigneten Nistplatz aussuchen, denn Anfang April werden die Eier abgelegt und das Brutgeschäft beginnt. Die Schmuckenten sind Höhlenbrüter. Sie wollen also Nistkästen beziehen. Aber auch bei der Wahl der Wohnung ist die Ente sehr wählerisch. Immer wieder werden die Nistkästen untersucht, bis man sich schließlich für eine „Wohnung“ entscheidet. Hier brütet die Ente 31 Tage, ehe die kleinen Küken ausschlüpfen.

Viele Dresdner werden sich erinnern, daß vor dem ersten Weltkriege Brautenten auch im Großen Garten freifliegend zu sehen waren. Diese eingebürgerten Brautenten gehen auf einige Zoobewohner zurück, die gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts entwichen waren. Aber sie blieben in der Nähe des Zoologischen Gartens, fielen je nach Beliebten auf dem Carolasee, auf dem Palaisteich, auf dem Geflügelteich im Zoo oder sogar auf einem Teich in Strehlen ein. In hohlen Bäumen des Großen Gartens brüteten sie und vermehrten sich sehr bald so stark, daß man nicht selten bei Spaziergängen durch den Großen Garten auf diese wunderschönen Tiere traf, die nicht nur auf den Teichen, sondern auch auf Bäumen sitzend, zu sehen waren. Leider wurden sie später wieder weggefangen. Hoffen wir, daß unsere Brautenten in diesem Jahr recht viele Nachkommen haben, damit wir vielleicht schon bald wieder diese schönen Tiere im Freiflug halten können.

In Südamerika ist die Moschusente als Stammvater der Hausenten anzusprechen. Als Haustier kommt sie in schwarzen, dunkelgrünen, weißen und gescheckten Formen vor und ist von anderen Enten durch rote Hautwülste, die an der Schnabelwurzel sitzen, aber auch die Umgebung des Auges bedecken, deutlich zu unterscheiden. Wie ihr Name schon sagt, bringen die Moschusenten ein stark duftendes, fettiges Sekret hervor, das von den feuerroten Hautwülsten an der Schnabelwurzel ausgeschieden wird. Auch diese Hausente ist im Dresdner Zoo vertreten.

Ich möchte nicht die zahlreichen Arten aufzählen, die unsere Teiche bevölkern, erwähnen muß ich jedoch, daß während des Winters wildlebende Enten bei uns einfallen und während dieser Zeit der Not als nicht gebetene, aber trotzdem willkommene Gäste bei uns in „voller Pension“ leben. Nur an die Nähe des Menschen können sie sich nicht recht gewöhnen, und viele Besucher sind überrascht, wenn plötzlich vor ihren Augen eine größere Anzahl Enten aufsteigen und davonfliegen.

Leid und Freud im Seelöwenteich

Es war ein großer Verlust für unseren Zoologischen Garten, als im Jahre 1953 unser Seelöwenmann nach kurzer Krankheit starb. Eines Morgens wurde er im flachen Wasser liegend angetroffen. Alle Anzeichen deuteten auf eine schwere Erkrankung. Vor allem mußte natürlich verhindert werden, daß der kranke Seelöwe in das tiefe Wasser geriet, denn dort hätte er — geschwächt wie er war — nicht mehr herausgefunden und wäre ertrunken. Mit Netzen holten ihn deshalb die Tierpfleger an Land und brachten ihn in eine große Transportkiste. Die erste Diagnose,

die der Tierarzt stellte, war Verdacht auf Darmverschluss; sie mußte jedoch in dem Augenblick fallen gelassen werden, als sich nach Anwendung von Rizinusöl und Einläufen der Stuhlgang wieder einstellte. Bei Druck auf die Lebergegend stöhnte der Seelöwe, so daß eine Schwellung und krankhafte Veränderung der Leber angenommen werden konnte, was sich auch bei der späteren Sektion des Tieres bewahrheitete. Der Grund dafür blieb jedoch unbekannt. Es wurde alles Menschenmögliche versucht, um den Seelöwen zu heilen, aber vergeblich. Von Tag zu Tag wurde sein Zustand bedenklicher, und so trat nach drei Tagen der Tod ein.

Aber auch die Seelöwin machte uns Sorgen. Sie verweigerte, nachdem wir ihr den Gefährten aus dem Gehege genommen hatten, das Futter. Unruhig schwamm sie in ihrem Teich umher und ließ fortwährend die für Seelöwen typischen gauksenden Laute hören. Erst nach einigen Tagen nahm sie wieder Heringe zu sich. Damit fiel uns ein schwerer Stein vom Herzen. Trotzdem war es für mich selbstverständlich, daß ich sobald wie möglich einen neuen Seelöwenmann erwerben würde. Schon nach wenigen Wochen erhielten wir von unserer Regierung die erfreuliche Nachricht, daß uns wieder Devisen zum Ankauf von Zootieren zur Verfügung stünden, und so erwarben wir neben vielen anderen Tieren auch einen neuen Seelöwenmann.

Als er in Dresden eintraf, war jeder gespannt, wie wohl die erste Begegnung ausfallen würde. Als wir die aus großem Drahtgeflecht bestehende

In einer Drahtkiste hat der neue Seelöwenmann die Reise von Hannover nach Dresden gemacht



Kiste mit dem Seelöwen in das Gehege brachten, wurde unsere Seelöwin unruhig. Immer wieder reckte sie den Hals weit aus dem Wasser heraus, um zu sehen, was dort am Lande wohl geschieht. Als aber der neue Seelöwe mit einem Gaukser ins Wasser sprang, schnellte die Witwe mit einem mindestens ebenso lauten Gaukser wie ein Pfeil aus dem Wasser heraus, sprang auf ihren Felssims und hoppelte schnell in das Innere der Felshöhle. Sie mußte furchtbar erschrocken sein. Sehr bald jedoch lugte sie neugierig um die Felsecke und wagte schließlich auch den Sprung ins feuchte Element zu ihrem neuen und bedeutend jüngeren Gefährten. Damit war die Bekanntschaft geschlossen. Aber nicht nur durch sein jugendliches Alter, sondern auch in seiner Stimme unterscheidet sich der neue Seelöwenmann von dem Verstorbenen. Er blökt nämlich wie ein Schaf. Wahrhaftig, als ich diesen Laut zum erstenmal hörte, glaubte ich, daß ein Schaf aus seinem Gehege gekommen und in die Nähe des Seelöwenteiches gewandert sei.

Während die Seelöwin die Nacht auf ihrem Felssims in der Höhle verbringt, bleibt „Er“ im Wasser. Langsam, in senkrechter Haltung sinkt der torpedoförmige Seelöwenkörper nach dem Grund des Teiches ab und steigt, wenn die Atemluft verbraucht ist, wieder in gleicher Haltung auf. Einen kurzen Augenblick schauen die Nasenlöcher über das Wasser, dann sinkt der Körper wieder hinunter. So ruht unser neuer Seelöwe. Auch wenn der Teich während der Nacht gefroren ist, bleibt doch eine kleine Stelle offen, dort wo die Nasenspitze des Seelöwen immer wieder luftschöpfend an die Wasseroberfläche kommt.

Manchem wird beim Anblick der in eiskaltem Wasser schwimmenden Seelöwen eine Gänsehaut über den Rücken laufen. Vor allzuvielm Wärmeverlust schützt die dicke Fettschicht, die den ganzen Robbenkörper umgibt. Außerdem garantiert sie auch die geschlossene Form des Tieres, die es ihm gestattet, ohne dem Wasser allzuviel Widerstand zu bieten, in meisterhafter Schnelligkeit durch das Wasser zu jagen und seine Beute, die Fische, zu fangen. Hier müssen wir allerdings eine kurze Erklärung der Speisekarte des Seelöwen vornehmen. Wenn wir von Seelöwen sprechen, so meinen wir stets den kalifornischen Seelöwen. Wie der Name schon sagt, sind die Küstenstreifen Kaliforniens seine eigentliche Heimat. Dort, in freier Wildbahn, fressen die Seelöwen vorwiegend Tintenfische. Tintenfische sind aber keine Fische, auch wenn der Name uns das glaubhaft machen möchte, sondern Weichtiere. Wenn wir also den Seelöwen in Gefangenschaft mit Heringen, Makrelen und anderen Meeresfischen füttern, was einem jeden Zoologischen Garten viel Geld kostet, so ist das nur ein Ersatzfutter für die Tintenfische, die wir so gut wie gar nicht beschaffen können.

Natürlich haben wir die Hoffnung, daß uns auch einmal ein kleines Seelöwenkind beschert wird. Die Seelöwen gebären an Land, und auch die neugeborenen Seelöwen bleiben noch einige Wochen, nachdem sie das Licht der Welt erblickt haben, auf dem Trockenen. Haben sie aber ihr erstes Lebensjahr vollendet und sind schon geschickte Schwimmer, dann kommt der Tag, an dem eine kleine Felshöhle der kalifornischen Küste plötzlich von vielen Menschen überfallen und mit Netzen abgesperrt wird. Alles, ob alt oder jung, eilt ins Wasser, und die unerfahrenen Seelöwenjünglinge und -mädchen geraten in die Netze. So beginnt ihre Laufbahn im Zoo oder Zirkus.

Erklärungen zu den Bildern

- Titelbild** Es gibt drei Arten von Menschenaffen. Der Orang Utan lebt auf Borneo und Sumatra, der Gorilla und der Schimpanse bewohnen die west- und zentralafrikanischen Urwälder. Unser Bild zeigt das Schimpansenweibchen „Tschita“ vom Dresdner Zoo.
- Seite 3** Der Malaienbär ist wie jeder Bär — außer dem Eisbär — ein Allesfresser. Seine Spezialität aber sind Insekten, die er mit seiner langen Zunge aus ihrem Unterschlupf herausholt.
- Seite 6** Die Urwälder Südamerikas sind die Heimat der Klammeraffen, die — wie alle Affen der Neuen Welt — als Breitsnasenaffen den Schmalnasenaffen der Alten Welt gegenübergestellt werden.
- Seite 7** Unserer Elster nahe verwandt und auch in ihrer Gestalt ähnlich ist die Schweifkitta. Mit lautem Ruf kündigt sie den Tieren der Wälder das Nahen des Leoparden an und verfolgt die Raubkatze oft über weite Strecken.
- Seite 10** Im Gegensatz zum Reh, das dichtes Unterholz bevorzugt, ist der Hirsch ein Bewohner lichter Wälder. Während das Reh sich vorwiegend von Blattknospen ernährt und einen hohen Vitaminbedarf hat, ist der Hirsch hauptsächlich Grasfresser.
- Seite 11** Hirsche lieben es, ein Schlammbad zu nehmen. Meist suchen sie die Suhle nur zu bestimmten Tageszeiten auf.
- Seite 14** Im Dresdner Zoologischen Garten sind zwei Arten von Flamingos zu sehen: der große, weiße Flamingo aus Afrika und der kleinere, rosarot gefärbte Flamingo aus Chile.
- Seite 16** Will man Junglöwen handzähm machen, so muß man sie im Kindheitsalter, mit etwa 10 Wochen, von ihrer Mutter trennen und mit der Milchflasche aufziehen.
- Seite 18** Die Eltern dieses Mischlingsrindes sind das ungarische Steppenrind und das früher in heiligen Hainen in England gehaltene Parkrind.
- Seite 22** Die Nahrung der Fliegenden Hunde besteht im Zoologischen Garten aus Bananen, Datteln und einheimischem Obst.
- Seite 25** Während die Affen schwimmen können — und Rhesusaffen sind keine schlechten Schwimmer — ist den Menschenaffen diese Fähigkeit im Laufe der Entwicklung verlorengegangen.
- Seite 30** Beim Auspacken von Robben muß besonders darauf geachtet werden, daß der Vorderkörper, der leicht das Übergewicht erhält, nicht auf den Boden schlägt.
- Rückseite** Die Schwäne kommen heute noch wild in unseren nordischen Seengebieten vor.

